

## Madame Antonias Etablissement

(Fortsetzung von Seite 102)

in ihrem Herzen noch eine letzte schüchterne Hoffnung gewesen, daß er ihr verzeihen könnte. Beim Anblick seiner drohend zur Tür deutenden Hand jedoch stolperte sie hinaus, sich an der Wand entlang tastend, um nicht zu fallen. Als sie aus dem Zimmer heraus war, senkte er sein Haupt und fing bitterlich zu weinen an.

Esther verließ das Haus wie sie ging und stand, ohne Hut und Mantel. Ihre Mutter war nicht daheim, so konnte sie von ihr nicht Abschied nehmen. Sie ließ sogar die Haustür offen stehen. Sie lief planlos in den Straßen umher; ihre Augen starrten ausdruckslos ins Leere. Sie fühlte nicht die kalte Abendluft, sie spürte keinen Hunger, ihre Augen hatten keine Träne mehr. Das Leben war für sie zu Ende. Sie würde sterben müssen. Aber Selbstmord war Sünde; so wollte sie warten, bis der Tod von selbst kam . . . sie wünschte so inbrünstig, dieses hoffnungslose Leben zu beenden, daß sicher irgend etwas sie davon erlösen würde. Sie hatte von Isidor nichts mehr gehört. Sie hatte ihn gebeten, ihr nicht zu schreiben. Sie hatte ihm gesagt, daß irgendwelche Nachricht von ihm es ihr nur noch schwerer machen würde, ihn zu vergessen. So stand sie also jetzt mutterseelenallein in der Welt, ohne ein mitfühlendes Herz . . . ohne einen Pfennig Geld. Aber nichts erschien ihr mehr wichtig . . . Sie sah immer noch die ausgestreckte Hand ihres Vaters vor sich, ihr die Türweisend, ihr das Haus verbotend. Dies Bild blieb in ihr haften, und so oft es vor ihren Augen neu erschien, quälte es sie genau so sehr wie das erste Mal. Sie wußte nicht, ob sie eine Stunde oder länger herumgelaufen war, aber es mußte wohl schon reichlich spät gewesen sein, als der kleine schäbige Türke sie ansprach und ihr zuflüsterte: „Ich weiß etwas, was glücklich macht!“

Zuerst hörte sie kaum hin. Er wich jedoch nicht von ihren Fersen, und als er seine Phrase verschiedene Male wiederholt hatte, erfaßte sie endlich ihren Sinn und lachte bitter. Sie glücklich! . . . Mußte man da nicht lachen?!

Sie merkte, daß er ihr auf Schritt und Tritt folgte. So blieb sie endlich stehen. „Was wollen Sie eigentlich von mir?“ Er blickte sie schielenden Auges und verschlagen an und sagte erneut: „Ich will Sie vergessen machen . . . Kommen Sie mit mir . . .“

Sie warf ihm einen ungläubigen Blick zu. Aber war nicht letzten Endes alles ganz gleich? So folgte sie ihm. Sie betraten ein niedriges Haus und gingen durch viele dunkle Korridore. Sie landeten schließlich in einem Zimmer mit trüben roten Lampen. Zwei Männer saßen darin. Sie verbeugten sich, als sie eintrat, standen aber nicht auf und sagten auch nichts. Der kleine schielende Türke drückte ihr ein weißes Pulver in die Hand und bedeutete ihr, es zu schnupfen. Sie folgte seiner Weisung, und bevor die Nacht vorüber war, lag sie im Kokainrausch. Sie gaben ihr später Opium, und nach einer Woche verlangte sie so wild danach, daß sie sie leicht dazu zu bewegen vermochten, auf die Straße zu gehen und Männer anzulocken. Nur dann gaben sie ihr das so gierig verlangte weiße Pulver. Sie war ständig unter der Wirkung dieses unheimlichen Giftes.

Ihre Schönheit war eine wahre Goldgrube, und sie nahmen ihr alles Geld ab, was die Männer ihr gaben, um es gegen das von ihr ersehnte Rauschgift einzutauschen. Sie wußte nicht mehr, was sie tat, sie wußte nicht mehr, daß sie Esther Halevy war. Sie wußte nicht mehr, daß sie einen Geliebten besessen hatte, der sie mit einem Kind zurückgelassen hatte. Sie wußte nicht mehr, daß es einen Mann namens Mordecai gab, der froh gewesen wäre, wenn er sie gefunden hätte! Sie wußte nicht, daß sie in einer obskuren türkischen Spelunke war. Sie wußte nicht, daß sie ihren Körper systematisch vergiftete. Sie wußte nicht, daß man sie auf die Straße schickte, um Männer anzulocken . . . Alles, was sie wußte, war, daß sie das Herz ihres Vaters gebrochen hatte und daß es etwas gab, was sie diesen großen Schmerz vergessen ließ — daß sie dieses Etwas unbedingt haben mußte . . .

Es war ihren Sklavenhaltern nicht entgangen, daß sie in anderen Umständen war; so gaben sie ihr eines Nachts eine noch größere Dosis Rauschgift als sonst und nahmen ihr das Kind. Sie wurde schwer krank und schwebte zwischen Tod und Leben. Sie mußten aufhören, ihr Betäubungsmittel zu verabfolgen, und zogen einen Doktor zu Rate. Er sorgte für ihre sofortige Überführung ins Hospital und behandelte sie dort. Nach einer Weile besserte sich ihr Zustand. Er begann sie auszuforschen und konnte nur feststellen,

(Fortsetzung auf Seite 108)